

Feminismus als Kritik: eine Auseinandersetzung mit der Kritischen Psychologie

Rommelspacher, Birgit

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Rommelspacher, B. (1991). Feminismus als Kritik: eine Auseinandersetzung mit der Kritischen Psychologie. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 15(3/4), 33-48. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-266269>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Birgit Rommelspacher

FEMINISMUS ALS KRITIK

Eine Auseinandersetzung mit der Kritischen Psychologie

Wie kritisch kann eine Kritische Psychologie sein, in der das Geschlechterverhältnis als Machtverhältnis keine Bedeutung hat?

Die Psychologie gewinnt ihre kritische Potenz aus der Frage, wie Herrschaft sich im Subjekt, im Wahrnehmen, Denken, Handeln und den menschlichen Beziehungen niederschlägt.

Eine der Grundthesen der Kritischen Psychologie beinhaltet, daß sich Unterdrückung psychologisch gesehen auf der Entwicklungsdimension des Menschen in seiner Phylo- und Ontogenese abbilden läßt. D. h. die Fremdbestimmtheit von Verhalten, Wahrnehmen und Denken drückt sich in deren relativer Unreife aus. Herrschaft äußert sich - so die Prämisse - für die Unterdrückten in der Behinderung von Entwicklung, Entfaltung und Kontrolle über die eigenen Lebensbedingungen. Denn das in der Entwicklung der Lebewesen Spätere ist auch das 'Höhere' im Sinne des Menschlicheren. Und der Grad der Menschlichkeit äußert sich im Grad der Selbstbestimmung und im Maß der kooperativen Daseinsvorsorge.

Diese Voraussetzungen bilden nun zugleich ein vorzügliches Instrumentarium, die Lebensweisen zu hierarchisieren und sie in der Zuordnung zu bestimmten Entwicklungsstufen zu bewerten. Anfang und Ende sind festgeschrieben, und anhand der Meßlatte des Entwicklungsgrades haben sich die Lebensformen zu bewähren.

So objektiv und logisch die Konstruktionen der funktional historischen Analyse, der Untersuchung des Psychischen als Resultat eines phylo- bzw. anthropogenetischen Prozesses (Holzkamp 1985, S. 52, im folgenden GdP) auch klingen mögen, sie enthalten doch einen moralischen Imperativ, der

die Menschen dazu auffordert, nach Höherem zu streben, bei Strafe von Unterentwicklung, Entfremdung und Selbstfeindschaft.

Der Entwicklungsbegriff zeigt die Richtung an: weg vom Leben der reinen Lebenssicherung in Bedingtheit, Zufälligkeit und Leiblichkeit; weg vom Reich der Notwendigkeit hin zum Reich der Freiheit, zur in Kooperation von Menschen selbst geschaffenen Welt von Kultur, Technologie, Politik. Heraus aus der umgrenzten privaten Welt des Scheins der Unmittelbarkeit, hinein in die Welt des allseitig vergesellschafteten Individuums.

Nun befindet sich dies Konzept in guter Gesellschaft mit der gesamten abendländisch-patriarchalen Philosophie - von den griechischen Klassikern bis hin zur kritischen Theorie: In dieser ganzen Tradition werden die Bedingtheit des Menschen, seine Zufälligkeit als biologisches Wesen, das geboren wird und stirbt und das durch seine Geschlechtlichkeit definiert ist, ausgegrenzt - all diese Angelegenheiten werden als der Natur zugehörig abgewertet, und das eigentlich Menschliche wird in der Sphäre der Gesellschaftlichkeit angesiedelt, zumindest als Ziel, auf das hin die Körperlichkeit und Naturbefangenheit des Menschen zu transzendieren sei.

Dem materialistisch geschulten Blick kann es nicht entgehen, daß die Menschen, die diese Theorien konzipiert haben, solche Menschen sind und waren, denen die Bürde der täglichen Daseinsvorsorge, der Sorge und Arbeit um das körperliche Wohlergehen, um Geburt, Entwicklung und Krankheit im wesentlichen abgenommen war, und deren Leben sich vornehmlich im Makrokosmos der gesellschaftlich organisierten Arbeit und des öffentlichen Lebens abspielt bzw. abgespielt hat.

In der Kritischen Psychologie macht sich diese Dichotomisierung der Lebensbereiche darin bemerkbar, daß in der Phylogenese die Fortpflanzung der Naturhaftigkeit zugeordnet wird, im Gegensatz zur individuellen Lebenssicherung; innerhalb der menschlichen Gesellschaft wird die Reproduktion der Produktion untergeordnet und generell werden die sinnlich-vitalen Bedürfnisse als minderwertig gegenüber den gesellschaftlich vermittelten Bedürfnissen betrachtet. Bedeutung gewinnt etwas, ein Bedürfnis oder ein System, in seiner Funktion für das Höhere. So ist die Hierarchisierung in die Dichotomisierung als Wesensmerkmal eingebaut.

Auf dem Hintergrund dieser Grundprämisse ist es dann auch nicht weiter verwunderlich, wenn in einer Grundlegung der Psychologie auf 600 Seiten das Geschlechterverhältnis keiner Erwähnung bedarf und die Sexualität in zwei kurzen Abschnitten abgehandelt wird. Ob diese Beziehungen bzw. Bedürfnisse so umstandslos der Natur zuzuordnen sind, dieser Frage möchte ich zunächst nachgehen.

Die Hierarchie der Bedürfnisse

Die sinnlich-vitalen Bedürfnisse werden bei Holzkamp eingeteilt in organische zur Lebenssicherung und sexuelle zur Fortpflanzung. Allerdings entwickeln sich nur die ersteren weiter. Und zwar erfahren sie eine Höherentwicklung, indem sich das Interesse zunehmend von der Befriedigung der primären Bedürfnisse auf die soziale Kontrolle der Bedingungen zur Befriedigung der primären Bedürfnisse verlagert. Im Zuge der Vergesellschaftung verlagert sich das Interesse auch immer weiter auf den eigenen Beitrag an der kollektiven Aktivität, die eine bewußte Verfügung über die Lebensbedingungen möglich macht. Ziel dieser Entwicklung ist die Überwindung von Angst, Unfreiheit und Erniedrigung, die aus dem Ausgeliefertsein an fremdbestimmte Lebensbedingungen entsteht, sowie die Gewinnung von Autonomie und Handlungsfähigkeit im Sinne von Daseinserfüllung und Beziehungsreichtum.

D. h. die Entwicklung der Bedürfnisse geht in Richtung auf immer umfassendere Kontrolle der Daseinsvorsorge. Sie geht zugleich immer weiter weg vom unmittelbaren Zweck hin zu einer Verselbständigung (im Sinne der Umkehrung von Zweck und Mittel). Und sie geht in Richtung einer immer stärkeren Eingebundenheit in Gesellschaftlichkeit (im Sinne kooperativer Integration).

Diese Entwicklung vollzieht sich nach Holzkamp jedoch allein im Bereich der organischen Bedürfnisse in Bezug auf die Daseinsvorsorge. Im Funktionskreis der Fortpflanzung bleibt die Sexualität unspezifisch biosozial und nicht in die gesellschaftliche Entwicklung einbezogen. Sie wird nur sekundär modifiziert, da man zu ihr nichts weiter brauche, wie Holzkamp meint,

als die körperliche Nähe eines anderen Menschen, letztlich sogar nur den eigenen Körper (GdP, S. 469).

Nun ist die Sexualität keineswegs reduziert auf einen autistischen Akt der Selbstbefriedigung. Aber selbst für diesen Fall gilt wohl das, was Holzkamp an anderer Stelle über die Isolation des Individuums sagt, daß auch diese gesellschaftlicher Natur sei, "mindestens in dem Umstand und der Art und Weise der Ermöglichung seiner Vereinzelung" (GdP, S. 328).

Sexualität ist im Gegensatz zu Holzkamps Reduktion die körperliche Beziehung zwischen Menschen, und zumindest im Falle der Heterosexualität, auch häufig mit Folgen für die Gesellschaft, d.h. mit Nachwuchs verbunden. Deshalb waren diese Beziehungen immer Gegenstand höchsten öffentlichen Interesses, was sich etwa in den meist sehr ausgefeilten Endo- und Exogamieregeln niederschlägt. So können wir auch im Verlauf der Geschichte einen heftigen Kampf um die Kontrolle der Fortpflanzung beobachten. Dementsprechend war auch der gesellschaftliche und ökonomische Wert einer Frau oft abhängig von ihrer Gebärfähigkeit bzw. Keuschheit.

Die vielfältigen gesellschaftlichen Regelungen, mit denen die sexuellen Beziehungen bedacht wurden, und deren zum Teil äußerst gravierende Konsequenzen für die Beteiligten, lassen es befremdlich erscheinen, Sexualität im wesentlichen als ein vor- oder außergesellschaftliches Phänomen zu werten. Insofern wäre zu fragen, ob nicht auch für die sexuellen Bedürfnisse die Kriterien zutreffen, die Holzkamp für die Entwicklungsmöglichkeit der organischen Bedürfnisse anlegt.

Ein Kriterium in Bezug auf die Höherentwicklung von Bedürfnissen war die Kontrolle über die Befriedigungsquellen. Spätestens seit der Entstehung des Patriarchats und seit dem Wissen um die Beteiligung des Mannes an der Zeugung des Kindes wird von einem Kampf der Männer um die exklusive Verfügung und den Besitz an Frauen berichtet. Daß dieser Versuch, "Kontrolle über die Befriedigungsquellen" zu gewinnen, bei uns so einseitig ausfällt, ist eben ein Wesensmerkmal des Patriarchats.

Das zweite Kriterium für eine Höherentwicklung ist die Verselbständigung bzw. die Verschiebung der Aufmerksamkeit vom Zweck auf die Mittel. Diese findet nach Holzkamp bei der Sexualität nicht statt. Sexualität bleibt auf einen Urzustand eingefroren. Das bedeutet etwa, daß die ganze Band-

breite erotischer Beziehungsarrangements und die verschiedenen Formen zwischenmenschlicher Beziehung selbst keinen Befriedigungswert gewinnen können, sofern sie dem Bedürfnis nach Intimität und nicht dem der kollektiven Daseinsvorsorge entspringen.

Es mag in dem Zusammenhang abenteuerlich klingen, aber diese Argumentation erinnert mich an die von Sigmund Freud, der ebenfalls die sexuelle Beziehung als ein vorhistorisches, außergesellschaftliches Phänomen betrachtete. Die sexuelle Beziehung ist für ihn immer mehr oder weniger Erinnerung und Wiederbelebung der frühen symbiotischen Beziehung zur Mutter und damit eine Wiederbelebung des primären Narzißmus. Und alle Liebesbeziehungen sind letztlich dazu da, den Partner bzw. die Partnerin so auf sich selbst einzustimmen, daß mit ihr und ihm Regression ohne Gefahr möglich wird, daß der Partner/die Partnerin das Ausgeliefertsein in der Regression auf diesen frühkindlichen Zustand nicht ausnützt.

Die Beziehungen bei Freud sublimieren nicht, wie Sigrun Anselm (1985) sagt. Sie entwickeln sich nicht weiter. Sie differenzieren sich nicht nach Liebe, Freundschaft, Vertrautheit, Intimität, Geselligkeit etc. Die Entwicklungsgeschichte zwischenmenschlicher Beziehungen, der Verbundenheit miteinander, ist in der patriarchalen Psychologie noch nicht geschrieben (Feministische Ansätze dazu finden sich bei Jean Baker Miller (1980) mit dem Konzept: The-self-in-relation bei Jessica Benjamin (1988) mit ihrer Theorie der 'Intersubjektivität' oder bei Carol Gilligan (1984) mit ihrem Konzept der 'Moral der Fürsorge'; vgl. dazu ausführlich Rommelspacher 1991).

Zurück zu Klaus Holzkamp: Ein drittes Kriterium der Höherentwicklung der Bedürfnisse ist der Grad ihrer gesellschaftlichen Vermitteltheit, d. h. das Maß, in dem die Befriedigung der Bedürfnisse durch gesellschaftliche Vorkehrungen optimiert wird.

In der Kritischen Psychologie hat Sexualität eine sinnlich-vitale Seite, ist aber gleichwohl gesellschaftlich überformt. Gewissermaßen ein gesellschaftliches Dekor um die Sache herum, die sich selbst hingegen immer gleichbleibt. Das Dekor kann nicht Bestimmungsmoment werden. Also kein Moment, das eine eigene Dynamik entfaltet oder gar Machtverhält-

nisse, Besitzverhältnisse oder die Verfügung über andere Menschen zu bestimmen vermag.

Nun ist aber etwa das 'älteste Gewerbe der Welt' durchaus ein über den Markt vermitteltes Befriedigungsarrangement. Ebenso wie Ehestiftungen in weiten Teilen gesellschaftlich geplant und als Tauschgeschäft organisiert wurden und werden.

Die gesellschaftlichen Arrangements dringen in die Gestaltung der Beziehung, in das individuelle Erleben und die Bedürfnisse ein. Sie geben ihnen nicht nur ihre Form, sondern bringen auch neue Bedürfnisse hervor. So wurde etwa gegen die Geschlechterbeziehung als Tauschgeschäft in der Neuzeit das Konzept der romantischen Liebe entwickelt. Dies Konzept prägt seither die sexuellen Beziehungen in der westlichen Welt und hat das individuelle Erleben inzwischen soweit durchdrungen, daß eine sexuelle Beziehung ohne jeglichen Anteil von Liebe geradezu als unnatürlich empfunden wird.

Bei diesem Maß an Gesellschaftlichkeit von Sexualität fragt sich, warum sie in der Kritischen Psychologie allenfalls als Störgröße, nicht aber als entwicklungsbestimmendes Moment fungiert. Zwar wird durchaus zugestanden, daß sie die Form der Beziehungen prägen könne, dem Inhalt bleibt sie aber äußerlich.

Und so bleibt Sexualität ahistorisch. (Eine grundlegende Kritik an diesem Konzept und einen alternativen Entwurf zur Gesellschaftlichkeit von Sexualität hat inzwischen Barbara Grüter (1990) vorgelegt).

Wahr ist wohl, daß im unmittelbaren Genuß, in der individuellen Triebhaftigkeit "ein Widerstand des Augenblicks gegen die Zeit, des Privaten gegen das Allgemeine" (Simone de Beauvoir 1979, S. 67) liegt. Aber das hebt noch keineswegs dessen gesellschaftlich vermittelte Seite auf. Vielmehr zeigt sich hier die Spannung zwischen der naturhaften und der gesellschaftlichen Seite, die sich in ihrer Widersprüchlichkeit entfaltet. Diese Widersprüchlichkeit wird bei Holzkamp qua Hierarchisierung in ihrer Spannung aufgehoben. Das Besondere ist dem Allgemeinen untergeordnet, so wie das Biologische dem Sozialen. Das Einzelwesen hat nur eine Funktion in seiner Bedeutung für das Allgemeine (GdP, S. 90).

Wenngleich diese Unterordnung des Einzelnen unter das Allgemeine nur für den phylogenetisch dominierten Prozeß gelten soll, und nach Holzkamp

im gesellschaftlich-historischen Prozeß die Existenzhaltung der Einzelindividuen das bewußt angestrebte Ziel ist (GdP, S. 190), so hebt sich diese Umkehrung der Hierarchisierung doch an der Stelle wieder auf, wo das Einzelinteresse dem Allgemeininteresse untergeordnet wird und das wohlverstandene Einzelinteresse so definiert wird, daß es 'letztlich' im Allgemeininteresse aufgehe. Eine solche Einschätzung hat erhebliche Konsequenzen für das Verständnis zwischenmenschlicher Beziehung und die Frage nach der Herrschaft von Menschen über Menschen.

Die Herrschaft von Menschen über Menschen

Ein anderer Mensch kann laut Kritischer Psychologie für den einzelnen nur insofern Bedeutung gewinnen, als er ihn mit dem Gesamten verknüpft, d. h. soweit er im anderen Menschen die eigenen Interessen nach kooperativer, gesellschaftlicher Verfügung über die Daseinsvorsorge wiedererkennt. Holzkamp unterscheidet eine funktionale Beziehung gegenüber einer Subjektbeziehung: In der funktionalen Beziehung benütze ich den anderen zur Verfolgung eigener Zwecke, in der Subjektbeziehung hingegen bin ich an der Entwicklung des anderen im selben Maße interessiert wie an meiner eigenen. Ich gewinne Daseinsfülle und Beziehungsreichtum in der entfalteten Beziehung (GdP, S. 370 ff.).

Der Grund für das Interesse am anderen, an der Entfaltung des andern, an einer Subjektbeziehung, liegt darin, daß wir auch die gleichen Interessen verfolgen, daß das Individualinteresse im Allgemeininteresse 'letztlich' aufgehoben sei. Ist aber nicht das Subjekt individuell einzigartig in seiner Form und damit auch in seinen Interessen und zugleich sozial? Und wird es nicht dann logischerweise auch immer einen Kampf zwischen den Widersprüchen des Einzel- und Allgemeininteresses geben?

Auch in der Kritischen Psychologie sind die Individualinteressen nicht identisch mit den Allgemeininteressen, denn das Motiv für Kooperation mit den anderen liegt ja darin, das eigene individuelle Leben abzusichern: ein genuin individualistisches Motiv. Im Grunde geht es hier um eine Funktionalisierung der Gemeinschaft für die Individualinteressen. Die Gesellschaft hat die Funktion, die individuellen Überlebenschancen zu optimieren.

Das Interesse am anderen als über das gemeinsame Interesse an optimaler Daseinsvorsorge gestiftet, geht von einem monadischen Subjekt aus, das sich zwecks besserer Überlebenschancen immer mehr mit den anderen verknüpft. Dem widerspricht nicht, daß das Subjekt als primär soziales Wesen definiert wird (Argument-Sonderband S. 42; im folgenden AS). Indem aber das Subjekt hier umstandslos als Teilaspekt der gesellschaftlichen Subjekte (AS, S. 12) definiert wird, werden die Widersprüche im Subjekt zwischen Individual- und Allgemeininteressen suspendiert.

Die widersprüchliche Bindung an die anderen, die prekäre Balance zwischen Autonomie und Abhängigkeit, zwischen Individualität und Sozialität, wird im Konzept der Kritischen Psychologie in eine entwicklungslogisch begründete Hierarchie gebracht, wo das eine dem andern vorangeht, wie die bürgerliche Gesellschaft der sozialistischen.

Die Individualinteressen werden der Konkurrenzstruktur der bürgerlichen Gesellschaft angelastet und so aus dem Individuum ausgelagert. Sie werden als gesellschaftlich geschaffene und überwindbare konstruiert, im Glauben an eine irgendwann mögliche Harmonie: Individualinteressen seien 'letztlich' identisch mit Allgemeininteressen, das Subjekt ein Teilaspekt der gesellschaftlichen Subjekte.

Die Entsorgung der Subjekte von Individualinteressen gelingt, indem diese allein als Folge von Unterdrückung identifiziert werden. Herrschaft über andere basiert demnach nur auf einer Weitergabe von Herrschaft an Schwächere (GdP, S. 377). Und dies geschieht 'letztlich' zum eigenen Schaden, denn wenn ich mich an die Mächtigen verkaufe, schränke ich langfristig meine eigene Änderungs- und Handlungsfähigkeit ein und werde immer mehr auf mich selbst zurückgeworfen, also immer ohnmächtiger (=Selbstfeindschaft (GdP, S. 379) im sich Abfinden mit restriktiver Handlungsfähigkeit).

Diese Annahme verhindert die Frage, inwieweit die doch von allen angestrebte Kontrolle über die eigenen Lebensbedingungen nicht auch Kontrolle über andere Menschen einschließt bzw. einschließen kann? Wenn keine ausreichenden Ressourcen vorhanden sind, kann doch sehr wohl mein Überleben davon abhängen, ob es mir gelingt, andere auszuschalten. Wenn

nicht neben den Allgemeininteressen auch von einer Differenzierung in den Individualinteressen ausgegangen wird, kann eine Psychologie der Mächtigen niemals geschrieben werden.

In der Kritischen Psychologie jedoch geben beispielsweise Eltern, die ihre Kinder unterdrücken, an diese nur die unbegriffenen Restriktionen ihrer eigenen Klassenlage weiter. Sie selbst haben aus sich heraus kein Motiv zur Macht.

Wo bleibt hier aber der prinzipiell zugestandene Möglichkeitsraum des Menschen, seine Freiheit? (GdP, S. 345: "Auch noch so eingeschränkte Handlungsalternativen bleiben immer noch Alternativen...die totale Eliminierung dieser Möglichkeit ist Auslöschung der menschlichen Existenz."). Und Freiheit heißt auch, sich dafür zu entscheiden, über andere zu herrschen und sie im eigenen Interesse auszubeuten. Dies ist zumindest die reale Erfahrung jahrtausendealter patriarchaler Geschichte: die Indienstnahme von Frauen für das Wohlergehen der Männer. Dies Ausbeutungsverhältnis beschränkt sich auf keine Klasse und nicht auf die bürgerliche Gesellschaft. Weder die Männer der herrschenden noch die der unterdrückten Klassen ließen sich je die Gelegenheit entgehen, Frauen für sich arbeiten zu lassen. Das legt zumindest den Schluß nahe, daß Herrschaft nicht allein über den Besitz an Produktionsmitteln vermittelt wird, sondern daß sie überall da entstehen kann, wo aufgrund ungleicher Ausgangsbedingungen Individualinteressen der einen über die der anderen dominieren können.

So zeigen auch Norbert Elias und John Scotson in ihrer Untersuchung über 'Etablierte und Außenseiter' (1990), wie allein die Tatsache des späteren Zuzugs einer Gruppe von Arbeiterfamilien, die alteingesessenen Arbeiterfamilien dazu veranlaßte, diese als minderwertig zu betrachten und ihnen gegenüber unüberbrückbare Barrieren aufzubauen. Es waren nicht einmal ökonomische oder ethnische Unterschiede vonnöten, um ein Machtverhältnis zu etablieren.

Wenn jedoch Individual- und Allgemeininteressen immer miteinander und auch in Widerspruch zueinander existieren, so läßt sich der Entwicklungsgrad einer Gesellschaft nicht danach bestimmen, wie sehr die Individualinteressen in die Allgemeininteressen übergegangen sind, sondern eher da-

nach, wie sehr es der Gesellschaft gelingt, die Individual- mit den Allgemeininteressen abzustimmen bzw. die Rahmenbedingungen dafür zu schaffen, daß sie sich die Waage halten können.

Die zwei Systeme

Bislang habe ich die These vertreten, daß Holzkamp die widersprüchliche Spannung zwischen Naturhaftigkeit und Sozialem, sowie die zwischen Individual- und Allgemeininteresse qua Hierarchisierung aufhebt, und zwar - so der Ausgangspunkt - aufgrund einer patriarchalen Ideologie, was die Leiblichkeit, die Bedingtheit des menschlichen Lebens und seine Geschlechtlichkeit abwertet. Kurz: die das abwertet oder nicht zur Kenntnis nimmt, was traditionellerweise der Arbeit und den Bemühungen von Frauen überantwortet wird.

Die Teilung der Welt in zwei Sphären und deren Hierarchisierung wird jedoch nirgends so offensichtlich wie in der Gegenüberstellung von Reproduktions- und Produktionssphäre. Die Familie ist für Holzkamp ein anscheinend von anderen Lebensgebieten isolierter Intimraum, in der nur Unmittelbarkeit (GdP, S. 480 ff.) gelebt werden kann, in dem Gegebenheitszufälle herrschen, die nicht von der gesellschaftlichen Situation ableitbar sind. Beziehen sich die Menschen nur auf die Familie, dann ist nur orientierendes Begreifen möglich, d.h. die Umwelt wird als schicksalhaft gegeben hingenommen, ihre Veränderbarkeit geleugnet. Die Gefahr ist groß, daß sich die Menschen hier mit dem einrichten, was ist, und sich so mit ihrer Fremdbestimmtheit abfinden. Dann bleiben sie befangen in einer blinden Reaktivität gegenüber den objektiven Restriktionen und Widersprüchen der Lebensbedingungen. Die Beziehung der Menschen untereinander ist hier von Personalisierungen geprägt, indem die Eigenschaften der anderen zum letzten Grund des Verhaltens gemacht werden und nicht nach den dahinterliegenden Interessen gefragt wird, die tatsächlich nur aus der gesellschaftlichen Lage und den realen Interessen und Widersprüchen ableitbar sind. D.h. der Reproduktionsbereich kann nur verstanden werden, wenn die außerhalb von ihm gemachte Welt mit ihren allgemeinen Zwecken verstehbar wird.

Ist aber der Produktionsbereich wirklich verstehbar, wenn nicht wiederum der Blick zurück auf die Reproduktion geworfen wird? Wie sind diese allgemeinen Zwecke zu verstehen, wenn nicht in Hinblick auf die Produktion von Leben? Oder anders formuliert: der Zweck der Produktion ist die Reproduktion und der Zweck der Reproduktion ist die Produktion (ohne das hier nun wieder in eine Hierarchie bringen zu wollen oder zu können); d. h. beide sind gleichermaßen entwicklungsbestimmend.

Wenn es stimmt, daß das eine System eine Funktion für das andere hat und umgekehrt, dann müssen beide Systeme jeweils ein solches Gewicht haben, daß sie das andere System in seiner Form prägen. D.h. das System der marktvermittelten Arbeit, hier Produktionssphäre genannt, ist in seiner Form und Zielsetzung abhängig vom System der Produktion von eigenem und fremdem Leben, hier Reproduktion oder Privatsphäre bzw. familiäre Sphäre genannt.

Daß die Produktionssphäre nicht unabhängig von der Verfaßtheit der privaten Sphäre funktioniert, zeigt sich im folgenden:

1. Im Kapitalismus ist die patriarchale Familienform vorausgesetzt, denn die Ware Arbeitskraft ist im Vergleich zu feudalen Arbeitsverhältnissen als frei von Reproduktionslasten vorgestellt. Es ist nicht Sache des Arbeitgebers, sich darum zu kümmern. Es wird davon ausgegangen, daß Familien da sind bzw. Frauen, die die dafür notwendige Arbeit unentgeltlich und privat leisten.
2. Die Wirtschaftsform zeigt ihre Prägung durch die Familienform dadurch, daß sie Frauen anders behandelt als Männer. Dem Kapital könnte es gleich sein, wen es ausbeutet. Die Ware Arbeitskraft ist für das Kapital zunächst geschlechtsneutral. Es geht ihm allein darum, wer am besten ausbeutbar ist. Wenn ich mich jedoch als Frau dem Markt anbiete, habe ich sehr viel weniger Chancen als der Mann, überhaupt einen Arbeitsplatz zu bekommen, gleich viel zu verdienen und auch in dieselben Branchen einsteigen zu können. Diese geschlechtsspezifische Segregation auf dem Arbeitsmarkt schreitet entgegen aller üblichen Vermutungen immer weiter fort und ist laut Blossfeld (1986) inzwischen zum charakteristischen Merkmal aller westlichen Industrienationen geworden.

3. Die Bezahlung der Arbeitskraft orientiert sich nicht am Individuum, sondern man zahlt den Männern einen Familienlohn und den Frauen keine existenzsichernden Löhne. In der Lohnform sind also ebenfalls die Familienform und deren Abhängigkeitsverhältnisse eingebaut.

Woher gewinnt nun die Privatsphäre die Kraft, die Wirtschaftsform derart zu prägen? Worin besteht die eigene Struktur der Privatsphäre, die sich in die Produktionssphäre hineinverlängert? Zunächst besteht in der Privatsphäre ein Machtverhältnis, das den Männern erlaubt, die Ehefrau unentgeltlich für persönliche Dienste zu benutzen. So definiert der BGH: "die häusliche Tätigkeit einer Ehefrau bedeutet eine im Eherecht geregelte Nutzung ihrer Arbeitskraft" (zit. n. Beer 1990, S. 254).

Dies Machtverhältnis gründet auf einer jahrtausendealten Tradition: Seit dem Mittelalter ist nachgewiesen, daß Frauen keine existenzsichernden Löhne bezahlt bekamen. Frauen wurden wie Kinder bezahlt (Beer S. 206). Seit 1000 Jahren ist Frauenarbeit auch in der Landwirtschaft weniger wert. Frauen hatten über lange Zeit gesetzlich festgelegt ein minderes Recht an Eigentum, an ihrem Körper und an ihrer Person.

Die Traditionslinien sind also: Teilung der Arbeit; ökonomische Schlechterstellung der Frau; Ausbeutung durch Indienstnahme von Frauenarbeit durch den Mann als persönliches Abhängigkeitsverhältnis. Diese Traditionen haben sich in einer weitverzweigten Gesetzgebung niedergeschlagen, so vor allem im Familienrecht. Sie haben allzeit deutliche ökonomische Unterschiede zur Folge, und für Frauen bedeuten sie einen geringeren Lebenswert, im Sinne eines Schutzes vor Übergriffen und Gewaltakten.

Dies patriarchale Machtverhältnis ist jedoch nicht vom ökonomischen abgekoppelt: Je reicher eine Frau ist, desto mehr kann auch sie Männer ausbeuten. Und andersherum: je ärmer die Männer sind, desto mehr sind sie den Frauen gleichgestellt (Beer 1990, S. 190). Frauen konnten und können jedoch bei allem Reichtum, den sie eventuell erlangten, nie als gesellschaftliche Subjekte agieren, sondern nur an dem ihnen zugewiesenen Ort.

Die genannten Traditionslinien zeigen, wie sehr die Struktur der Privatsphäre die der Produktionssphäre durch ihre Merkmale geprägt hat. Die

Privatsphäre geht darin aber nicht auf, das sind gewissermaßen nur die transferierbaren Charakteristika.

Die der Privatsphäre eigenen Charakteristika sind die der relativen Autonomie und Losgelöstheit von den Erwerbsbedingungen. Dies erlaubt es den Menschen, sich relativ direkt, also nicht durch ein Arbeitssystem vermittelt, zu begegnen, und sie gewinnen in diesem Bereich eine relative Autonomie über ihre Lebensverhältnisse. Hier begegnen sie sich in ihrer Körperlichkeit und in ihrer psychischen und sozialen Einzigartigkeit.

In der Produktionssphäre hingegen kann der Einzelne sich nur in seiner Funktion für das Ganze erfahren. Es werden von ihm nur ganz bestimmte Qualifikationen verlangt. Er hat hier lediglich zeitlich begrenzt Anteil an einem kooperativen Unternehmen. Weder seine Vergangenheit noch seine Zukunft ist interessant. Seine Arbeitskraft ist hier gefragt, nicht sein Menschsein. In der Privatsphäre hingegen versucht das Individuum, wie Hildegard Heise (1986) sagt, seine sozialmaterielle Geschichte zu schreiben. Diese ist nicht abgekoppelt vom Bereich der Öffentlichkeit, aber jeder Sinn der sich aus der Zielsetzung des größeren Ganzen ergibt, führt auch in die Privatsphäre zurück.

Familie ist kein Überbau, nicht die Sphäre der Nicht-Arbeit, der Freizeit. Sie ist eine Sphäre der Notwendigkeit, der alltäglichen Daseinsvorsorge ebenso wie eine Sphäre der personal-sozialen Entwicklung. In ihrem Bezug zur Notwendigkeit konstituiert sich eben auch ihre Wirklichkeit und Sinnhaftigkeit. So schreibt Simone de Beauvoir: "Die Frau kommt in viel engere Beziehung mit der Wirklichkeit. Wenn er (der Geschäftsmann) seine Zahlenreihen geordnet oder Sardinenbüchsen in Geld verwandelt hat, hat er nur mit Abstraktem zu tun gehabt. Das Kind, das satt in seiner Wiege ruht, die weiße Wäsche, der Braten sind viel faßbarere Dinge. Jedoch, gerade weil sie beim konkreten Verfolgen ihrer Ziele deren Zufälligkeit und entsprechend ihre eigene Zufälligkeit empfindet, kommt es häufig vor, daß sie sich nicht in diese entfremdet: Sie selbst bleibt verfügbar. Die Unternehmungen des Mannes sind Entwürfe und Fluchtversuche zugleich" (1979, S. 590).

Wenn allerdings die Frau ganz in dieser unmittelbaren Wirklichkeit aufgeht, in der Immanenz, wie Simone de Beauvoir sagen würde, dann ent-

fremdet auch sie sich. Aber auch die Transzendenz ist Flucht und Selbstentfremdung, wird zum Selbstzweck. Insofern liegt der Schein und die Täuschung auf beiden Seiten, nämlich da, wo die Unabhängigkeit der beiden Bereiche voneinander unterstellt wird: So in der Täuschung, die Machtverhältnisse in der Familie seien unabhängig von den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen; wie umgekehrt in der Täuschung, die Produktionssphäre sei unabhängig von der Privatsphäre.

Schluß

Eine kritische Psychologie, die von den hier skizzierten Annahmen ausgeht, hätte eine Reihe neuer Fragen zu stellen. So etwa die: Wie läßt sich die Macht der Männer und die Geduld der Frauen erklären? Wie baut sich in die Sozialisation die Geschlechtsspezifität ein und wie wird sie in der tagtäglichen Kommunikation aufrechterhalten? Wie ist die Arbeitsteilung der Geschlechter in ihrer Psyche verankert? Wie sieht das Selbstbild von Frauen und Männern aus, die sich in diese immer gleichen Strukturen so gern und freiwillig einordnen?

Es wäre aber auch grundsätzlicher zu fragen, wie die Individual- und Allgemeininteressen sich im Individuum widersprechen. Wie Autonomie und Verbundenheit zugleich gelebt werden können. Wie die soziale und naturhafte Seite des Subjekts in Widerspruch geraten, aber auch zur Deckung gebracht werden können. Und warum die Seite der Autonomie und Triebhaftigkeit den Männern überantwortet wird, hingegen die Seite der Fürsorge und Selbstlosigkeit den Frauen.

Und schließlich wäre zu fragen, wie ökonomische und patriarchale Macht sich verschränken, sich gegenseitig verstärken aber auch widersprechen. Und es wäre zu fragen, wie diese Widersprüche von beiden, von Frauen wie von Männern, genutzt werden können, um die Verkrustung der herrschenden Machtverhältnisse aufzubrechen.

Literatur

- Anselm, S. (1985). Angst und Solidarität. Eine kritische Studie zur Psychoanalyse der Angst. Frankfurt/Main.
- Baker-Miller, J. (1980). Die Stärke weiblicher Schwäche. Frankfurt/Main.
- De Beauvoir, S. (1979). Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Reinbek.
- Benjamin, J. (1988). The Bonds of Love. Psychoanalysis, Feminism, and the problem of domination. New York.
- Beer, U. (1990). Geschlecht, Struktur, Geschichte. Soziale Konstituierung des Geschlechterverhältnisses. Frankfurt/Main.
- Blossfeld, H. P. (1986). Berufseinstieg und Segregationsprozeß. Eine Kohortenanalyse über die Herausbildung von geschlechtsspezifischen Strukturen im Bildungs- und Berufsverlauf. In: Soziale Welt, Sonderband.
- Elias, N. & Scotson, J., L. (1990). Etablierte und Außenseiter. Frankfurt/Main.
- Gilligan, C. (1984). Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau. München.
- Grüter, B. (1990). Widerspruch. Individuelle Entwicklung als Systemerneuerung. Heidelberg.
- Heise, H. (1986). Flucht vor der Widersprüchlichkeit. Kapitalistische Produktionsweise und Geschlechterbeziehung. Frankfurt/Main.
- Holzcamp, K. (1985). Grundlegung der Psychologie. Frankfurt/Main.
- Ders. (1989). Zur kritisch-psychologischen Theorie der Subjektivität II. In: Argument Sonderband 41, S.7 - 46.
- Ders. & Holzcamp-Osterkamp, U. (1976). Psychologische Therapie als Weg von der blinden Reaktion zur bewußten Antwort auf klassenspezifische Lebensbedigungen in der bürgerlichen Gesellschaft am Beispiel des 'Examensfalles' von Manfred Kappeler. In.: Kappeler, M.; Holzcamp, K. & H.-Osterkamp, U.: Psychologische Therapie und politisches Handeln. Frankfurt/Main.
- Rommelspacher, B. (1991). Mitmenschlichkeit und Unterwerfung. Zur Ambivalenz der weiblichen Moral. Frankfurt/Main.